"WOBA", Schweiz. Wohnungs-Ausstellung in Basel

Autor(en): **Meyer, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **95/96 (1930)**

Heft 10

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-44050

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„WOBA", Schweiz. Wohnungs-Ausstellung in Basel.[1])

I. IMPRESSIONEN.

Es ist nicht zu verschweigen: man hat Ausstellungen satt bis oben, man fährt mit Widerstreben hin, denn die Typenmöbel, Kleinküchen, Celotexplatten, Eisenfenster, Eisschränke, Originalpatentküchenuniversalgeräte, Lavabos und Sperrholzplatten, die man zu sehen kriegen wird, kann man sich schon im voraus vorstellen. Damit ist natürlich nichts Böses gegen die genannten Gegenstände gesagt, sondern nur die Notwendigkeit ihrer besondern festlichen Ausstellung bezweifelt.

Aber die „Woba" ist wirklich ausgezeichnet; aus dem spröden Thema ist herausgeholt, was sich nur irgend daraus machen liess. Sie zerfällt bekanntlich in zwei, auch örtlich getrennte Teile, in die Hallenausstellung im Gebäude der Mustermesse und die Siedlung Eglisee jenseits der badischen Bahn (von der Mustermesse zu Fuss in zehn Minuten erreichbar). Zur Siedelung hat man vornherein Vertrauen, sie ist von dreizehn namhaften Architekten ausgeführt, die sich schon vorher auf dem Gebiet des Kleinwohnungsbaues bewährt haben. Skeptischer stand man der Hallenausstellung gegenüber, deren Leiter, Arch. A. R. Strässle, natürlich den Ausstellern gegenüber nicht frei schalten konnte, und der auf das angewiesen war, was sie brachten. Es war darum für die Teilnehmer des „Architektentages" eine angenehme Ueberraschung, dass auch diese Hallenausstellung über alles Erwarten gut geraten ist; durch geschickte Aufstellung ist es gelungen, Ordnung in das disparate Ausstellungsgut zu bringen, ein überlegter Wechsel weiträumiger und enger Passagen gliedert das Ganze (Abb. 1 und 2, S. 122/123) und beugt

[1]) Es sei daran erinnert, dass die Ausstellung bereits am 14. September ihre Tore schliesst.



Abb. 4. Eingang zum Woba-Hotel, vom Hotel-Garten aus.

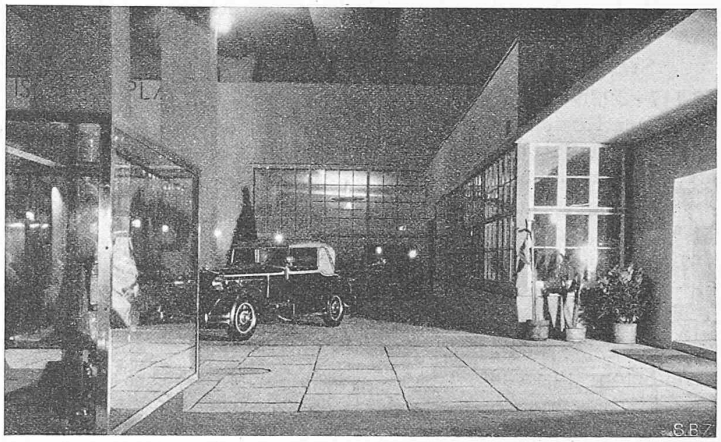


Abb. 5. Vorplatz vor dem Hotel-Eingang.

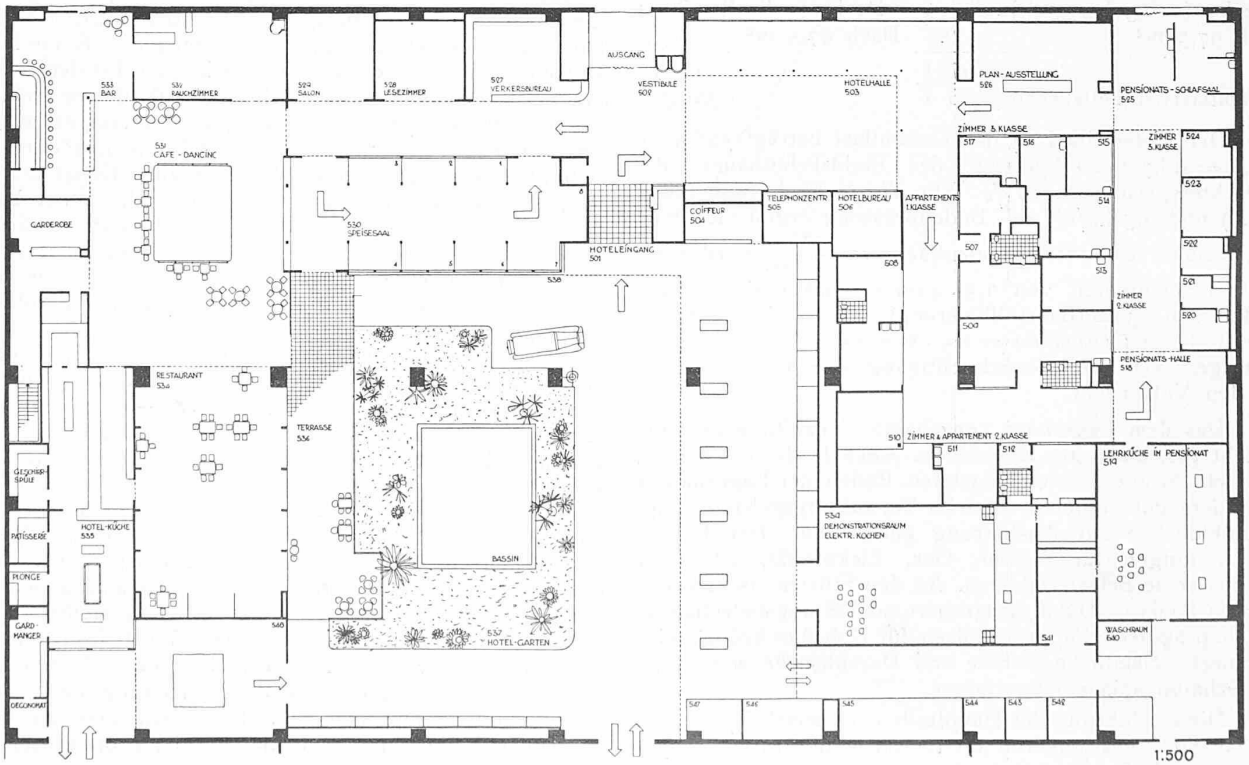


Abb. 3. Grundriss des Woba-Hotels in Halle IV des Mustermesse-Gebäudes. — Masstab 1 : 500.



Abb. 6. Hotel-Halle, rechts vom Eingang.



Abb. 7. Café Dancing mit Bar.

der Ermüdung vor, und im Einzelnen haben sich die ausstellenden Firmen wirklich alle erdenkliche Mühe gegeben, gediegene Produkte auch ausstellungstechnisch gediegen vorzuführen. Krasser Kitsch ist nur in verschwindenden Quantitäten vorhanden, gewagte Neuerungen sind allerdings auch selten; der Gesamteindruck ist der einer etwas schweren, bürgerlichen Solidität, die die modernen Ideen mit Reserve akzeptiert hat und nun in den eigenen Tonfall übersetzt. Ueber die technischen Novitäten ist in diesem Zusammenhang nicht zu berichten: man sieht die Walzprofile und Gusstücke in der neuen Aluminiumlegierung „Anticorodal", die gewiss noch eine grosse Zukunft hat; es gibt dicke, von kleinern Löchern durchsiebte Celotexplatten zur Vernichtung des akustisch unerwünschten Nachhalls, man sieht interessante Klapp- und Kipp- und Schiebefenster in Holz und Metall, farbig glasierte Lavabos, die praktische neue Kurzbadwanne, die Platz und Wasser spart, alle erdenklichen Wand- und Bodenplatten — darunter relativ wenig gute neue Muster, — diverse Holzbearbeitungsarten und Lacke, interessante Täferungen aus Sperrholz und reiche Kollektionen von Gas- und elektrischen und sonstigen Apparaten, deren Erzeuger sich durch besonders gute Aufmachung ihrer Stände auszeichnen.

Ausserordentliche Anstrengungen haben die Möbelschreiner gemacht, und hier, wo man auf allerhand „Unglücksfälle und Verbrechen" gefasst war, ist man über das sehr anständige Niveau am meisten erstaunt. Es ist aber auch wirklich verblüffend: noch vor wenigen Jahren, ja Monaten, hat die Schreinerzeitung gegen die moderne Architektur getobt, und nun fabrizieren die gleichen Meister plötzlich Möbel, die wenigstens in den Formen einfach und praktisch sind, wenn sie auch oft noch in unnötig kostbaren Hölzern hergestellt und fast durchweg recht teuer sind. Daneben gibt es schon allerhand gute Einzelstücke; besonders die Stühle von Horgen Glarus und die der Embru-Werke Rüti entheben den Architekten der Mühe, für jedes Haus die Stühle wieder extra zu entwerfen, wie man das noch vor 10 Jahren tun musste. Dass gerade von luxuriösern Einrichtungen der Zwiespalt zwischen der aufs Einfache gehenden Zeitströmung und dem Bedürfnis des wohlhabenden Käufers besonders fühlbar wird, ist eine Eigentümlichkeit unserer historischen Situation, und nicht ein Tadel an die Adresse der Firmen, unter denen sich besonders die grossen Kollektionen von Traugott Simmen (Entwurf Buser SWB), sowie von Fränkel & Voellmy (SWB) und Meer & Cie. (Huttwil) auszeichnen — ohne Präjudiz für Nichtgenannte.

Eine besondere Gruppe bietet statistische Tabellen über die private, staatliche und genossenschaftliche Bautätigkeit, über Baukosten, Verschuldung usw., und die E.T.H. stellt einen Teil ihrer Baumaterialien-Sammlung aus.

Als Blickpunkt des grossen Mittelganges, über dem ein tief herabgesenktes Velum sehr geschickt ein Abgleiten des Blicks nach oben verhindert, diente ein in grosszügigem Freskostil gehaltenes Gemälde von A. H. Pellegrini (Abb. 1) und weiterhin eine Familienszene von Heinrich Danioth, Altdorf; was sonst von Gemälden an verlorenen Wänden herumhing, wirkte, wie immer an solchen auf ganz andere Interessen eingestellten Ausstellungen, deplaziert und degradiert. Mit einem Gefühl der Erleichterung betritt man nach all den kleinteiligen Ausstellungskojen den wohlräumigen Saal des Woba-Hotels, das aus den eigentlichen Erfrischungsräumen besteht und aus verschiedenen Wohn-Appartements, die wieder zur Möbelausstellung überleiten.

Trotz dem Vielerlei an Ausstellungsgut ist das Ganze sehr übersichtlich geworden; das ist gewiss das grösste Kompliment, das ein Ausstellungsbesucher dem Architekten machen kann. P. M.

II. DAS WOBA-HOTEL.

Ein grösserer, eine Gartenanlage darstellender Platz mit Wasserbassin und Hotelpromenade mit Schaufenstern ladet den von der Besichtigung der andern Hallen kommenden Ausstellungsbesucher zum Eintritt in das Woba-Hotel ein. Dieses wurde der Ausstellung aus der Ueberlegung angegliedert, dass der fremde Reisende in der Regel vom Wohnungsbau in der Schweiz nur seine Absteigequartiere, die Hotels kennt. Aus deren Einrichtung muss er seine Schlüsse auf den Geschmack und die wohnungsbauliche Richtlinie des ganzen Landes ziehen. Die Architekten haben deshalb versucht, mit dem Bau des Woba-Hotels ein komplett eingerichtetes Schweizer-Hotel zweckmässig auszubauen und zu installieren, und dabei, neben den Restaurationslokalitäten, Hotelzimmer jeder Art und Klasse zu zeigen, soweit dies ausstellungsmässig möglich war. Wir folgen nachstehend den erläuternden Ausführungen der Architekten Franz Bräuning und Hans Leu.

Durch die Notwendigkeit, am Hotelbau interessierte Firmen heranzuziehen, die die Anlage durch ihre Beteiligung

ermöglichten, wurde die Lösung wesentlich erschwert und beeinflusst. Die Architekten waren also in der Wahl der verschiedenen Baumaterialien nicht frei und, da ihnen nur ein kleines Baubudget zur Verfügung stand, zudem sehr stark auf die ausstellenden Firmen angewiesen. Dadurch hat die bei einem permanenten Hotelbau nötige Einheit etwas gelitten und es entstand ein Kompromiss von Ausstellung und Mustermesse. Für den Gedanken eines Hotelbaues war wegleitend, „schweizerische Eigenart" im Prinzip zu zeigen und nicht einen Luxus, wie er in letzter Zeit im Hotelbau, besonders in Deutschland, ausgeführt wurde.

Aus Abb. 3 ist die Grundriss-Gestaltung ersichtlich. Die einzelnen Hotelzimmer konnten natürlich nicht im Etagenbau vorgeführt werden, sondern sind auf die Hallengrundfläche projiziert worden.

Durch das Entrée (Abb. 4 und 5) tritt man in die rechtsseitig gelegene Hotelhalle (Abb. 6), um die sich Coiffeursalon, Telephon-Zentrale und Hotel-Bureau gruppieren. Daran schliessen sich die einzelnen Appartements und Hotelzimmer an, in der Entwicklung von Appartement erster Klasse bis zum einfachsten Pensionat-Schlafsaal (Abb. 9). Der linke Flügel des Hotels enthält die Restaurations-Räumlichkeiten (Abb. 10); ein Café-Dancing mit Bar (Abb. 7 u. 11), ein Speisesaal (Abb. 10). Rauchzimmer, Schreib- und Lesezimmer (Abb. 8), sowie ein Verkehrsbureau ergänzen die Hotelräume. Eine Küche mit neuestem Pressluft-Gasherd ausgerüstet, sowie die zur Küche notwendigen Nebenräume sind ebenfalls vorhanden. An die Hotelhalle ist ferner eine Planausstellung ausgeführter, moderner Hotelbauten und Projekte angegliedert.

Für die Hotelzimmer wurden als hauptsächlichste Baustoffe Inlaid als Bodenbelag, Salubra und Lincrusta als Wandverkleidung verwendet, alles den Anforderungen der Hygiene entsprechende Baustoffe. Alle Zimmer erhielten eine einwandfreie sanitäre Installation, die Appartements eigene Badezimmer. Eine zentrale automatische Telephon-Anlage ersetzt die bis heute gewohnten Glocken-Signale; sie dient mit einem Umschalter nicht nur für die Bedienung der Gäste, sondern auch für die Vermittlung des auswärtigen Gesprächverkehrs. — Das Restaurant ist wie folgt gestaltet: Wandverkleidung Unco-Wandstoff beige, Pfeiler Silber und hellrot, Vorhänge dunkelblau mit Silbertupfen, Möbel lachsrot; Café-Dancing: Wandbespannung Tekko Silber, Tür- und Fensterleibungen schwarz, Vorhänge und Stuhlüberzüge gelb und rot, Möbel lachsrot, Metallarbeiten und Beleuchtungskörper Matt-Silber, Boden Spannteppich grau meliert; die Bar: Wände Marbrit-Glas rot mit Anticorodal-Einfassungen matt. Barbuffet Anticorodal, schwarzer Inlaid, Metall-Möbel, Anticorodal. Diese Räume sind alle im Betrieb für die Ausstellungsbesucher, samt der Hotelterrasse, und haben ein Fassungsvermögen von etwa 500 Plätzen.

Die Hotelfassaden wurden in Holzkonstruktion erstellt und als Reklamearbeit mit Insulite-Isolier-Platten verkleidet, einem guten neuzeitlichen Isoliermaterial, das sich im Hotelbau für Schall- und Wärmeisolierung eignen soll. Dieses Material wurde angewandt als fertige Wandverkleidung im Pensionat-Schlafsaal und im Berghotel-Zimmer. Als Bodenbelag für die Hotelgänge wurde Marboleum, beim Eingang Dermas verwendet. Alle von den Firmen zur Verfügung gestellten Möbel erhielten sachliche und zweckmässige Formen, gute Konstruktion und gutes Material.

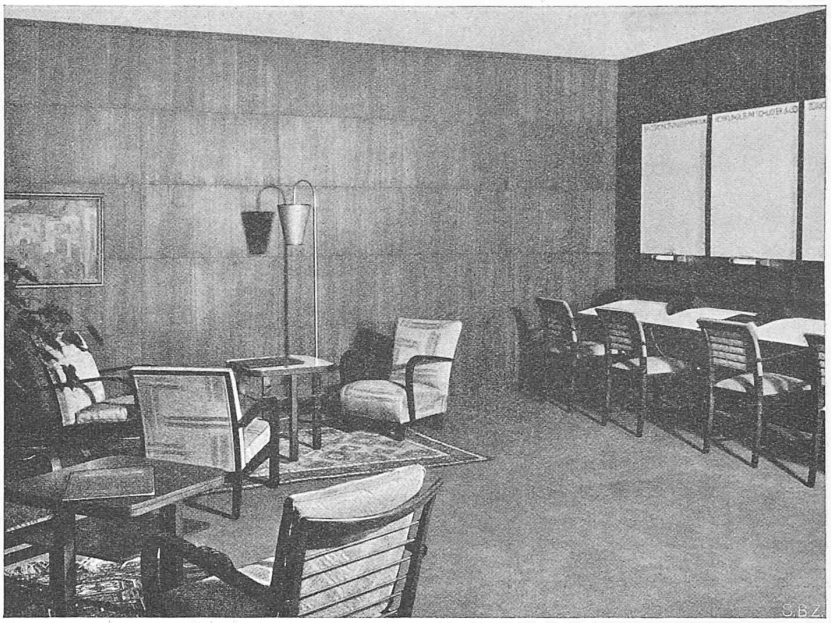


Abb. 8. Schreib- und Lesezimmer des Woba-Hotels.

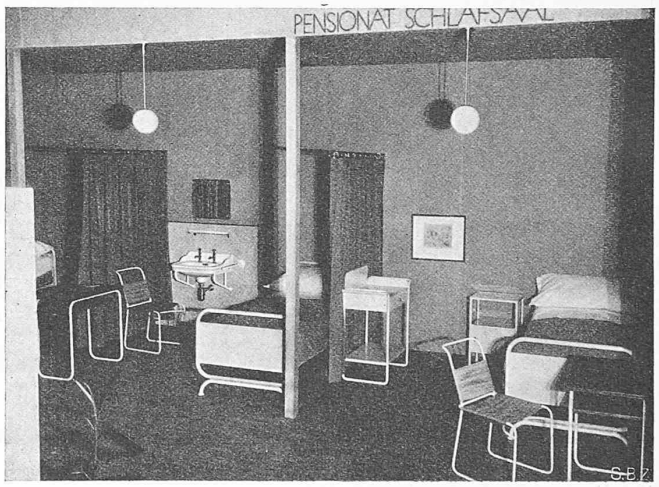


Abb. 9. Pensionat-Schlafsaal.

Zusammenfassend kann nochmals gesagt werden, dass im Woba-Hotel versucht wurde, die neuzeitlichen Grundsätze des Wohnungsbaues auf eine unserer wichtigsten Industrien anzuwenden, insoweit eine Ausstellung die

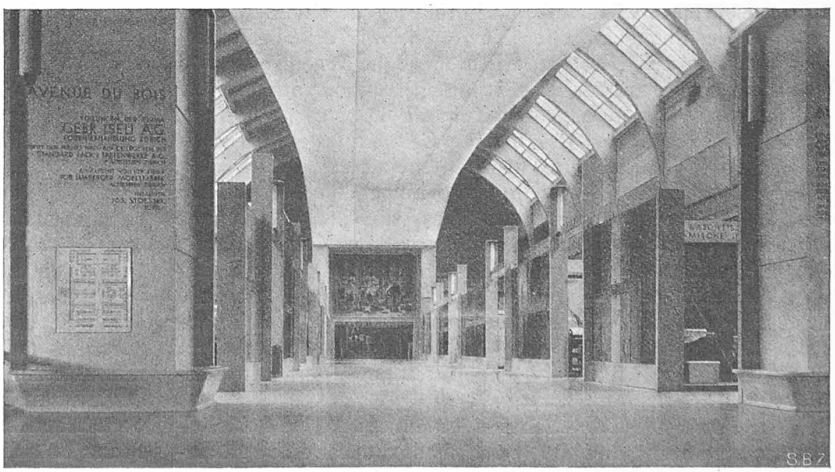


Abb. 2. „Avenue du Bois" in der Halle II, mit einer reichhaltigen Sammlung von Holzverwendungsarten.



Abb. 10. Speisesaal des Woba-Hotels.



Abb. 11. Bar des Café-Dancing.

Möglichkeit dazu bietet. Entwurf, Leitung, Gestaltung und Organisation besorgte A. R. Strässle, Architekt der Hallen-Ausstellung, in Verbindung mit den Architekten Franz Bräuning und Hans Leu, mit Arch. A. Dürig als Mitarbeiter.

III. DIE SIEDLUNG EGLISEE.

Da ist nichts mehr von dem kecken Künstler-Draufgängertum zu spüren, das an der Stuttgarter Weissenhofsiedlung gelegentlich auf Kosten der Solidität etwas Allotria trieb, sondern alle diese Wohnblöcke sind mit trockenem, schweizerisch-solidem Ernst durchgearbeitet, der auf das Wohl des Bewohners gerichtet ist, nicht auf die Unterhaltung des Besuchers.

Immerhin: wenn man schon einmal aus einer Siedlung zugleich eine Ausstellung macht, so hätte man auch dem Besucher etwas mehr entgegenkommen dürfen. Es ist ja gewiss richtig, dass es der Idealfall wäre, wenn sich alle Bewohner dieser Wohnungen dazu aufschwingen würden, kollektiv nur gerade diejenigen Typenmöbel anzuschaffen, die ihnen die Architekten für alle Wohnungen nach reiflicher Ueberlegung einheitlich vorschreiben. Nur ist das leider eine Utopie, nicht nur weil die Bewohner keinen Sinn für ästhetisch-stilreine moderne Interieurs haben, sondern weil sie vor allem kaum das nötige Geld haben werden, sich komplett neu auszurüsten. Also werden sie, wenn auch zum Aerger des Architekten und entgegen allen richtigen Grundsätzen, grösstenteils mit vorhandenen Möbeln einziehen, und es wäre gewiss interessant gewesen — interessant vom Standpunkt des zukünftigen Mieters wie von dem des blossen Besuchers — wenn man einige Wohnungen mit solchen Möbeln ausgestattet hätte, mit stark gebrauchten Möbeln meinetwegen, um das Missverständnis zu verhindern, sie seien als nachahmenswertes Vorbild aufgestellt. Und selbst solche Missverständnisse wären nicht ärger gewesen, als das jetzt suggerierte Missverständnis, alle Bewohner und Wohnungseinrichtungen müssten dem style nouveau zuliebe über einen Kamm geschoren, einen Leisten geschlagen werden. Eine Konzession an die ästhetische Stilreinheit sind auch die zartfarbigen Tapeten, die ein böses Alter haben werden. Brüstungstäfer und Linkrusta sehen freilich altmodischer aus, aber praktisch haben sie ihre Vorteile, gerade in Wohnküchen und Proletarierwoh-

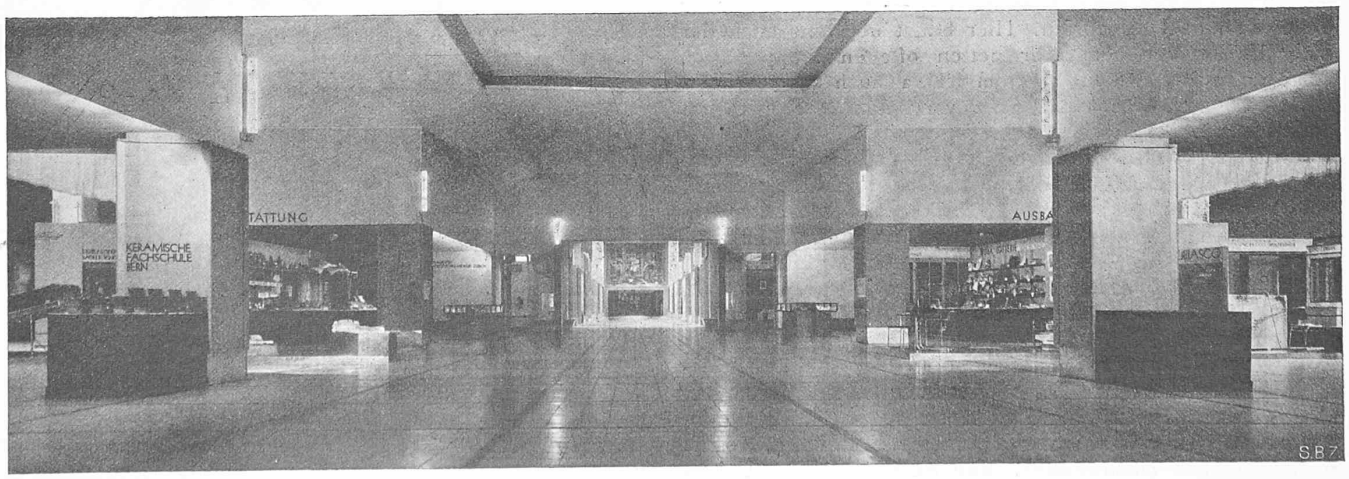


Abb. 1. Hinterer Teil der Halle I („Kreuzplatz"), mit Gruppen „Ausbau" (rechts) und „Ausstattung" (links). Im Hintergrund die „Avenue du Bois" (vergl. Abb. 2).

nungen. Und warum hat man sich nicht einmal hier, bei den Tapeten, getraut, etwas Abwechslung zu zeigen? Warum nicht einmal eine Wohnung starkfarbig, ein Zimmer gemustert tapezieren? Ob uns Architekten das nun gefällt oder nicht, es wäre keine Sünde gegen den heiligen Geist gewesen und hätte den Reflektanten gezeigt, dass auch die normalisierte Wohnung noch allerhand Bewegungsfreiheiten lässt; gerade dies zu zeigen ist wichtig, wenn man an den entscheidenden Punkten normalisieren lässt, und darum wäre hier eine gewisse Abwechslung „sachlich" gewesen.

Durch solchen ästhetischen Purismus am unwichtigen Ort ist die Siedlung leider für den Besucher langweiliger geworden, als es nötig war, sie ermüdet schon den Architekten, der schliesslich weiss, dass es allein auf die Grundrissgestaltung ankommt, wieviel mehr den Laien, für den eben der sinnliche Gesamteindruck massgebend ist, ohne Analyse zwischen Haupt- und Nebensachen.

Die Siedlung ist ja auch topographisch etwas benachteiligt: auf diesem Abfallbauplatz zwischen zwei konvex geschwungenen Eisenbahndämmen liess sich keine städtebaulich-räumliche Wirkung gewinnen, auch wenn man sie gewollt hätte. Auch ist es immer misslich, wenn an einer Siedlung von relativ wenig Block-Einheiten so viele Architekten mitwirken: die Verschiedenheit ist nicht in der Aufgabe begründet, sie wirkt willkürlich, und darum verwirrend — ein Nachteil aller Ausstellungssiedlungen, und darum im Geringsten kein Tadel gerade dieser Siedlung, sondern nur der Nachweis, dass man hier, an viel wichtigerer und gefährlicherer Stelle die nötigen Konzessionen an das Abwechslungsbedürfnis einer Ausstellung eben doch nicht verweigern konnte. Die Grundrisse und Beschreibungen der Häuser waren in „S. B. Z." vom 16. v. M. mitgeteilt.

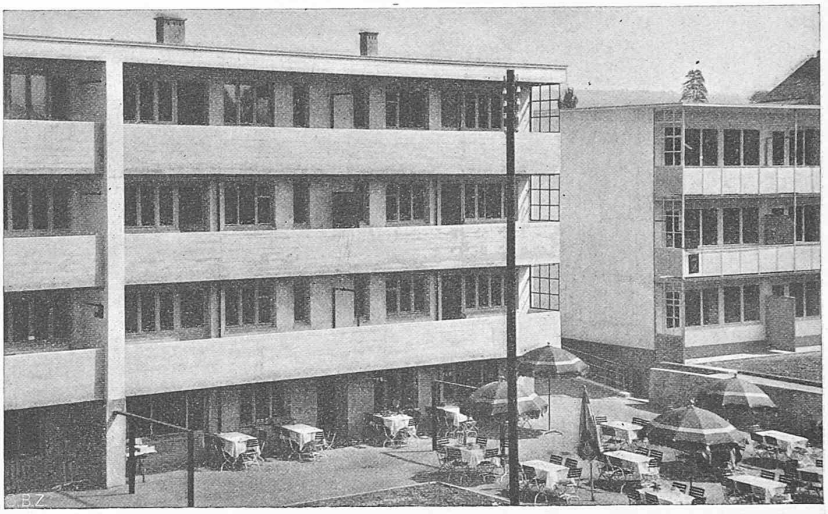


Abb. 13. Rückseite von Block 2 und 1 mit Gartenwirtschaft.

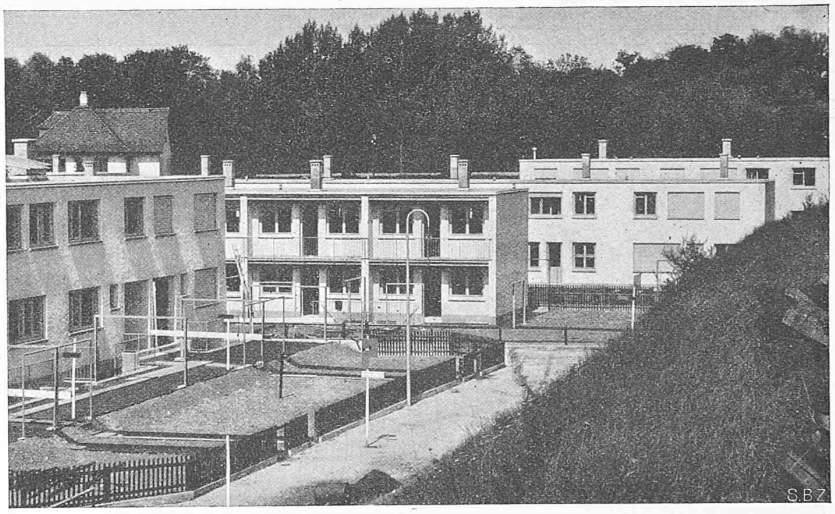


Abb. 14. Blöcke 7, 9 und 11 aus Süden gesehen.

Der Gesamteindruck ist der, dass sich die Kunst, Kleinwohnungsgrundrisse auszuknobeln, bereits zu einer Art Präzisionsarbeit entwickelt hat; man rechnet mit Zentimetern, und begreift von hier aus natürlich gut, dass der Architekt das Bedürfnis hat, von vornherein mit festen Möbeleinheiten zu rechnen. Nur die Häusergruppe 5, von Architekt M. Braillard, Genf, macht hierin eine Ausnahme; hier hat man das Gefühl, dass ein Raum gelegentlich 10 bis 20 cm zuviel oder zuwenig hat — vielleicht war er ohne die Möbel entworfen. Hier bildet übrigens auch der dicke Pfeiler vor dem sehr netten offenen Treppenhaus, das man sich in ungünstigerem Klima auch verglast vorstellen könnte, eine nicht ganz verständliche Konzession an monumentales Aussehen.

Oft sieht man die Kombination von Waschküche und Küche im Erdgeschoss, wobei man sich die Frage vorlegt, ob das nicht schade ist um die teuere Erdgeschossgrundfläche, besonders dann, wenn das Haus unterkellert ist. Aber die grosse Annehmlichkeit dieser Verbindung ist natürlich offenkundig, gerade für den Arbeiterhaushalt, der wenig Wäsche besitzt, sodass sehr häufig gewaschen werden muss.

Dass Mülhauser-Grundrisse, die jetzt verschämt back-to-back-Grundrisse heissen, wieder auftauchen, scheint mir ein positiver Gewinn, und wenn sie so sorgfältig durchgearbeitet sind wie hier, mit innerer Entlüftung, so ist nichts dagegen einzuwenden. Man ist in einseitiger Uebertreibung einzelner hygienischer Wünschbarkeiten entschieden

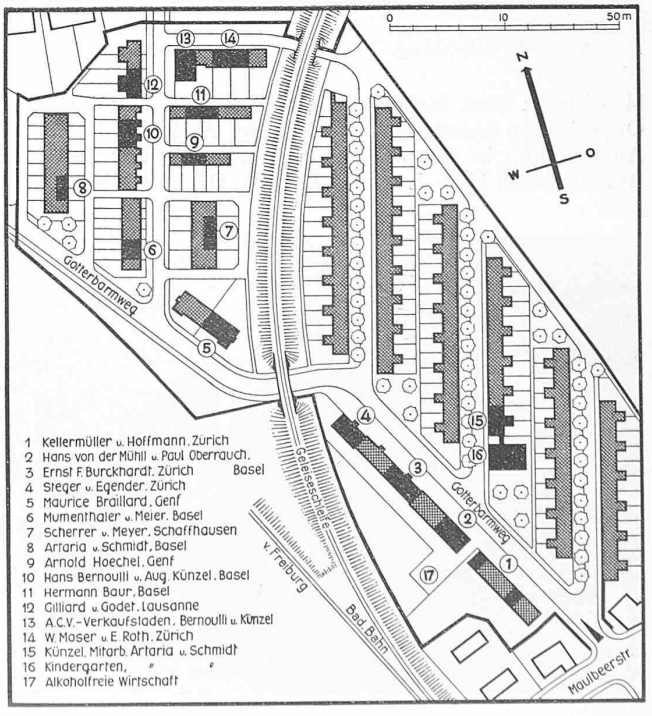


Abb. 12. Lageplan der Siedlungen „Eglisee" (links) und „Lange Erlen". — 1 : 3000.

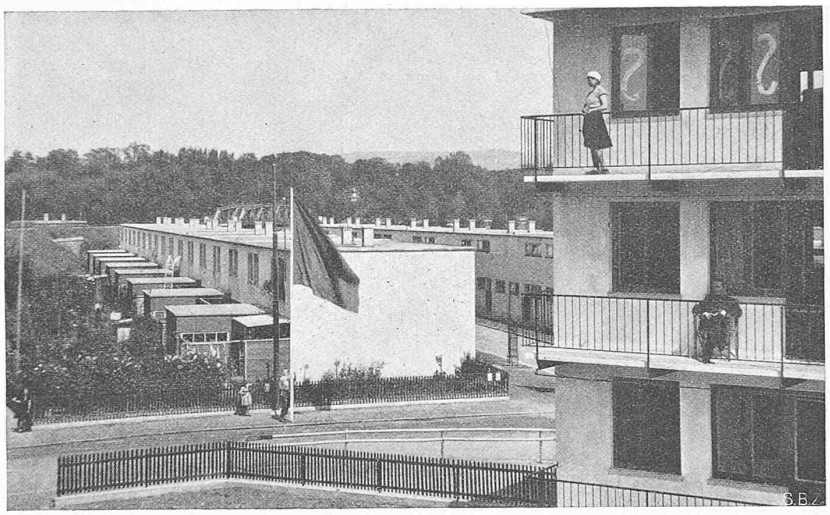


Abb. 15. Rückseite von Block 4. Im Hintergrund die Kolonie „Lange Erlen".

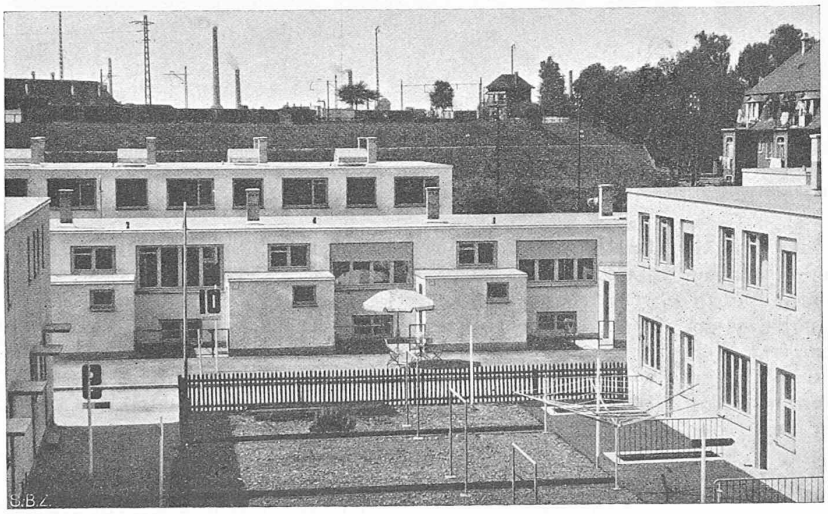


Abb. 16. Block 9 (links) und 11 (rechts) gegen 10 gesehen.

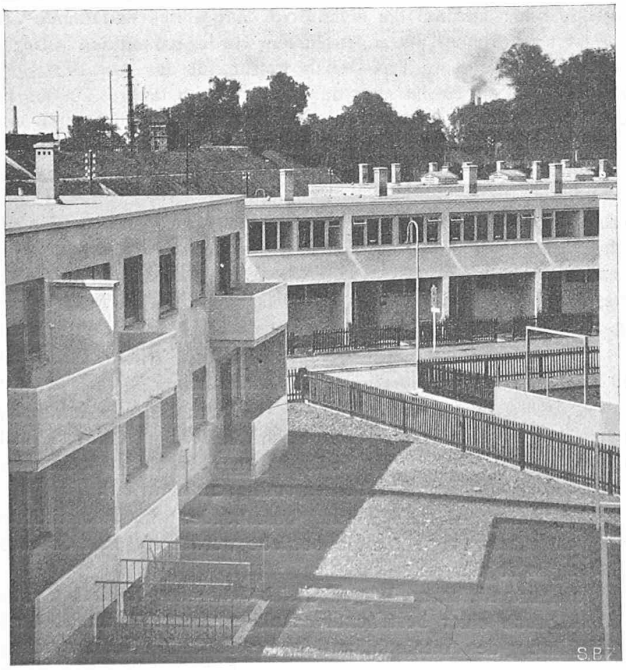


Abb. 17. Blöcke 5 (links) und 6 aus Süden.

oft weiter gegangen, als sich finanziell verantworten liess, ohne daran zu denken, dass auch die schönste theoretische Durchlüftungsmöglichkeit illusorisch wird, wenn die Bewohner das Fenster nicht aufmachen. Es sind zwei sehr interessante Lösungen dieser Art da. Block 8 von Artaria und Schmidt, Basel, gibt das absolute Minimum mit einem immer noch recht wohnlichen Hauptraum und kommt damit auf eine Jahresmiete von 876 Fr. Scherrer und Meyer, Schaffhausen, versuchen umgekehrt in Block 7 zu einer normalen Miete von 1332 Fr. ein Maximum an Wohnfläche zu bieten.

Die Besuchs-Reminiszenzen haften zumeist an ästhetischen Eindrücken, die ja für den Bewohner auch dann höchst wichtig sind, wenn der Architekt behauptet, für ihn gäbe es sie überhaupt nicht. Da bieten gleich die Laubenganghäuser 1 und 2 eine Gegenüberstellung aufgelöster und geschlossener Terrassenbrüstungen. Block 1, Arch. Kellermüller und Hofmann, Zürich, verwendet als Brüstungen und Scheidewände der Wohnterrassen Eternitplatten in Eisenrahmen, am Laubengang leichte Eisengitter. Diese kleinteilige Gliederung wirkt ausgesprochen sympathisch, in aller Sachlichkeit intim, der innere Masstab passt zum Thema „Kleinwohnungen", wogegen die massiven, mauerartigen Vollbrüstungen des Nachbarblocks etwas pathetisch-brutal wirken. Ob die Rostgefahr der Eisenteile auf die Dauer mehr Unterhalt erfordert, oder ob an der Massivbrüstung eher Frost- und Wasserschäden auftreten, muss die Erfahrung lehren.

Steger und Egender haben in Block 7 mit Blaustift die Vorteile des Flachdachs ad oculos an eine Wand demonstriert: zwar sind es nicht die Alpen (wie zu lesen ist), die man dank der Flachdächer wiesentalwärts sieht, aber sonst schöne Hügelzüge, die durch Nachbardächer unweigerlich verdeckt würden (vergl. die Bilder).

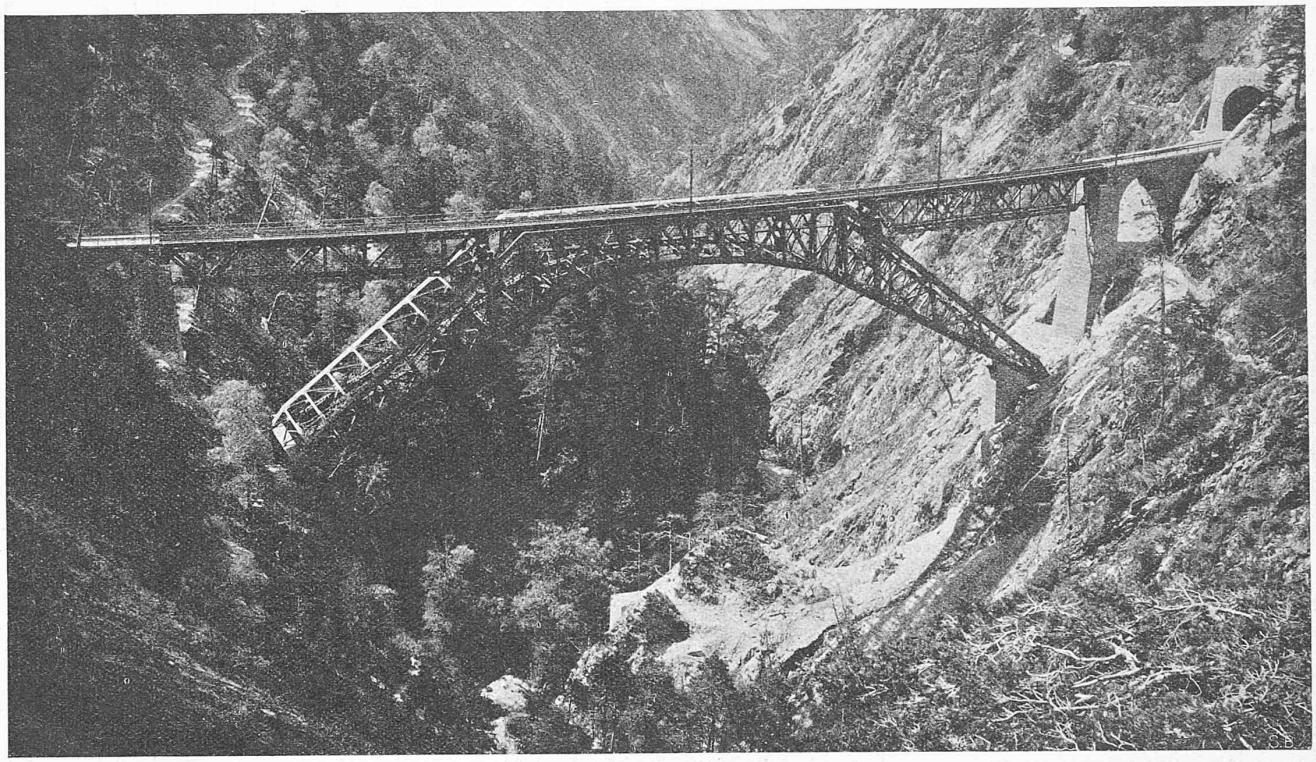
Block 2 von E. F. Burckhardt, Zürich, hat Terrassen, mit denen man wirklich etwas anfangen kann; bei einigen anderen Häusern sind sie entschieden zu schmal. Auch hat das Haus sehr schöne Querdurchlüftung, aber etwas knappe Waschgelegenheiten.

Räumlich besonders intim durchgebildet sind die Einfamilienhäuser 10 von Prof. H. Bernoulli und A. Künzel, Basel, mit ihrem schönen Wohnraum; erstaunlich, dass bei der relativ starken Auflockerung der Baukörper und weitläufigen Verteilung der Installationen doch keine höhere Miete als 1296 Fr. herauskommt.

Ausserdem ist ein von Prof. H. Bernoulli und A. Künzel, Basel, entworfener Konsumladen zu sehen; gewiss praktisch, aber in der Einrichtung bei weitem nicht so aufmunternd modern, wie etwa die vorbildlichen schwedischen Konsumläden auf dem Lande, wo gerade die Konsumvereine auf dem Gebiet des neuen Hausrats bahnbrechend und aufklärend wirken: eine kulturelle Aufgabe, die unseren Konsumvereinen vorläufig noch nicht klar geworden ist.

Nicht aus der Aufgabe, sondern aus den besonderen Umständen, unter denen sie hier organisiert werden musste, ist zu verstehen, dass die Siedlung nicht zentral geheizt wird. Einige Wohnungen haben kleine Etagen- und separate Klein-Zentralheizungen für sich, ein Laubenganghaus ist zentral geheizt, sonst sind eiserne Oefen installiert.

Auch unter den hier nicht eigens genannten Haustypen ist nicht einer, der als verfehlt zu bezeichnen wäre,



Die Bietschtal-Brücke auf der Südrampe der Lötschbergbahn. Erbaut 1912/13 von der Buss A.-G., Basel, nach Entwurf und unter Leitung von Obering. Adolf Herzog.

und so stellt das Ganze ein wirklich imponierendes Zeugnis für das Verantwortungsbewusstsein dar, mit dem die schweizer Architekten sich des Problems der Kleinwohnung annehmen. Ganz besonders hervorzuheben ist auch, dass die Siedlung trotz sehr grosser Widerwärtigkeiten und Verzögerungen durch den Basler Holzarbeiter- und Gipserstreik doch noch pünktlich zum Eröffnungstermin fertig wurde, sodass die Beteiligten für ihren Aerger durch den Erfolg entschädigt sind. P. M.

Zum Thema Eisenbahn und Automobil.

Ueber den Ersatz projektierter und die Möglichkeit des Ersatzes bestehender unwirtschaftlicher Eisenbahnlinien durch Kraftwagenkurse, mit besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen beim Betrieb der Surbtallinie, stellt Ing. Robert Hohl in der „Schweiz. Zeitschrift für Strassenwesen" (vom 31. Juli 1930) wirtschaftliche Untersuchungen an, über die wir hier auszugsweise berichten.

Unser Eisenbahnnetz hat eine Dichte erreicht, die ohne Beeinträchtigung der Rentabilität nur schwer weiter gesteigert werden kann. Anderseits stehen wir vor der Tatsache einer ausserordentlichen Entwicklung des motorisierten Strassenverkehrs. Während deshalb der Bau neuer Linien zur Bedienung von Gebieten mit geringer Bevölkerungsdichte zurückgestellt oder ganz unterlassen wurde, wird das Automobil mehr und mehr als Ersatz dafür herangezogen.

Zur Durchführung eines wirtschaftlichen Vergleichs zwischen Bahn und Automobil eignen sich weniger die Automobilbetriebe, die ihren Fahrplan und ihre Tarife sowohl für den Personen- wie für den Güterverkehr ihrem eigenen Charakter angepasst haben, als jene Ersatzbetriebe, wie z. B. die Surbtal-Verkehrseinrichtungen, die in Bezug auf Fahrplan, wie auf Taxen, auf die Leistungen eines entsprechenden Normalbahnbetriebes verpflichtet sind. Die Geschichte der Surbtal-Verkehrslinie reicht bereits in das Jahr 1892 zurück, in dem die Konzession für eine Bahn erteilt wurde; im Jahre 1915 folgte die Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung betr. den „Bau einer normalspurigen Bahn von Niederweningen nach Döttingen, als Fortsetzung der Eisenbahn Oberglatt-Niederweningen". Von Anfang an stand fest, dass ein solches Unternehmen nur mit Hilfe eines beträchtlichen Betriebs-Zuschusses aufrecht erhalten werden könnte, der vor dem Kriege auf jährlich 112000 Fr. berechnet worden war, nach dem Kriege (1926) aber auf mindestens 331900 Fr. Dagegen zeigten die vergleichenden Kostenberechnungen der Schweiz. Bundesbahnen, dass eine Strassentransport-Organisation, für die sie das Defizit trüge, mit einem bedeutend kleinern Verlust abschliessen würde, auch wenn die Zahl der Kursfahrten der eines Bahnbetriebes entsprechen würde, wenn ferner für den Reisendenverkehr die Fahrpreise III. Klasse der S. B. B. zur Anwendung kämen und für den Gütertransport die Taxen, die für Transporte auf dem kürzesten Wege in Frage kämen. In diesen Kostenvergleich einbezogen ist noch eine Belastung von jährlich 70000 Fr. für den Unterhalt der Surbtalstrasse von Döttingen nach Station Niederweningen-Schneisingen durch Uebernahme des Anteils der Kantone Aargau und Zürich und der verpflichteten Gemeinden.

Die seit dem 10. Oktober 1927 durch die Postverwaltung auf Rechnung der Schweiz. Bundesbahnen auf dieser Grundlage durchgeführten regelmässigen Automobilfahrten ergeben nun das folgende Bild: Der auf die eigentliche Surbtallinie entfallende Verkehr ist noch kleiner als angenommen wurde, namentlich in Bezug auf den Güterverkehr. Das Defizit betrug für das Jahr 1929 noch rund 200000 Fr.; es ist aber damit doch noch um rd. 200000 Fr. geringer, als das Defizit, das ein entsprechender Bahnbetrieb verursachen würde. Dieses Resultat wird stark durch den Umstand beeinflusst, dass nahezu 70% der Gesamteinnahmen auf die an die Surbtallinie angeschlossenen Verbindungen Surbtal-Baden und Surbtal-Siggenthal entfallen, dass also der grösste Teil des Verkehrs sich in Richtung des Bezirkshauptortes Baden entwickelt hat. *Diese* Verbindungen sind es also, die dem dringendsten Bedürfnis entsprechen. Auf Grund dieser Betriebserfahrungen gelangt nun Ing. Hohl für dieses Unternehmen zu den folgenden Ergebnissen:

1. Bei Automobilbetrieb stellt sich das jährliche Defizit auf den halben Betrag des durch einen Normalbahnbetrieb verursachten.

2. „Unter den heutigen Verhältnissen" erfordert ein Automobilbetrieb immer Zuschüsse, wenn er die Leistungen eines Normalbahnbetriebs zu den selben Bedingungen übernehmen muss (weil eben der Verkehr für beide Verkehrsmittel zu klein ist).

In Bezug auf den Ersatz bestehender unwirtschaftlicher Eisenbahnlinien durch Automobilbetriebe werden folgende *Schlussfolgerungen* abgeleitet:

a) Normalbahnen. Wegen des bedeutenden Kapitalverlustes beim Abbruch einer bestehenden Anlage einerseits, und den mit der Einführung des Automobilbetriebes verbundenen Neuinvestierungen anderseits, wird im allgemeinen die Belastung für den neuen Betrieb von Anfang an zu gross werden, sodass eine Aenderung